


# Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von B. Resch.

## 1. Auf der Flucht.

„Darf ich um Ihre Fahrkarte bitten, mein Fräulein, damit ich das Gepäck aufgeben kann? Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt des Zuges."

Mit diesen Worten wandte sich ein Eisenbahngepäckträger an eine Dame, die schüchtern und unbeholfen in der Gepäckhalle stand. Das lebhafte Treiben auf dem großen Viktoriabahnhof, das hin- und herwogende Menschengewirr, das Rennen und Schreien der Bahnbediensteten, Passagiere und Zeitungsjungen schien sie dermaßen zu verwirren, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten und sie nur zitternd zu antworten vermochte: „Hier ist meine Karte. Vergessen Sie nicht, das Gepäck soll nach Paris. Welche Nummer haben Sie? Sechzehn? Ich werde mich bis zum Abgang des Zuges im Wartezimmer zweiter Klasse aufhalten, bringen Sie mir Gepäckschein und Fahrkarte dahin."

Der Viktoriabahnhof in London gehört zu den geräuschvollsten und belebtesten seiner Gattung. Kein Wunder, wenn sich ein junges Mädchen in dem großen Gedränge und dem ohrbetäubenden Lärme unbehaglich fühlt und sich demselben so rasch wie möglich zu entziehen sucht. Ohne aufzublicken, den dichten, grauen Schleier vor dem Gesicht, eilte die Dame durch die Menge und atmete erleichtert auf, als sich die Thür des Wartesaals wieder hinter ihr schloß.

„Gott sei Dank, es ist niemand hier," murmelte sie, schlug den Schleier zurück und nahm im entferntesten Winkel Platz. Sie war außerordentlich schön. Auf der schlanken, graziösen Gestalt saß ein echter Tiziankopf mit einem befremdlich hübschen Augenpaar. Es waren jene schillernden, mit der momentanen Stimmung die Farbe wechselnden, graugrünen Augen, die Jokai so treffend mit „Meeraugen" bezeichnet hat. Momentan blickten sie sehr traurig in die Welt und verliehen der ganzen Erscheinung etwas rührend Unbeholfenes, Mitleiderweckendes. Thräne um Thräne benetzte die vollen, etwas bleichen Wangen, während ein unterdrücktes Schluchzen den ganzen Körper durchbebte.



Eine Begegnung. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Isa, Isabella! Gott sei Dank, daß ich Dich noch rechtzeitig einhole, liebe Ausreißerin."

Als sie ihren Namen von der ihr wohlbekannten Stimme nennen hörte, sprang sie mit einem Freudenschrei auf. Aber sie beherrschte sich sofort, drückte die Hand auf ihr heftig pochendes Herz, als ob sie es dadurch zur Ruhe zwingen könnte, zog die Stirne kraus und sagte mit kühler Zurückhaltung:

„Ah, Sie sind es, Herr Dennyson? Sie hier? Weshalb sind Sie mir gefolgt?"

„Isa, um des Himmels willen nicht diesen Ton! Ich weiß alles, und bin Ihnen nachgeeilt, um Sie zurückzuholen, oder wenigstens zu verhindern, daß Sie weiter reisen."

Isabella v. Feldau gab sich Mühe, die Gleichmütige zu spielen, aber ihre zitternde Stimme strafte sie Lügen.

„Ich muß meine Reise fortsetzen, Herr Dennyson, nichts und niemand kann mich davon abhalten. Es war schade, daß Sie sich hierher bemüht haben," schloß sie, vermied es aber sorgfältig, seinen Augen zu begegnen, die mit zärtlicher Bewunderung, gemischt mit einem Anflug von Unwillen, auf ihrem reizenden Gesichtchen ruhten.

„Herr Dennyson!" rief er bitter. „Wenn Sie wüßten, Isa, wie wehe Sie mir thun! Sie wissen nur zu gut, daß ich für Sie nicht Herr Dennyson sein mag. O Mädchen, Mädchen, wie kannst Du nur so grausam sein. Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, hätte ich mir nicht träumen lassen, daß so bald ein Tag kommen werde, an dem ich Dir so zuwider bin, daß Du mir nicht ins Gesicht sehen kannst!"

Sie hob die langbewimperten Lider, und aus ihren in Thränen schimmernden Augen traf ihn ein Blick, der ihm das Blut durch alle Adern jagte.

„Isa, liebe Isa! Wie konntest Du's nur übers Herz bringen, mich auf so grausame Weise zu verlassen?" fragte er, ihre kleine Hand leidenschaftlich an seine Lippen pressend.

„Meine und Ihre Pflicht erheischte unsere sofortige Trennung," lautete ihre traurige, aber bestimmte Antwort.

„Pflicht? Deine Pflicht wäre, mein Weib, mein geliebtes Weib zu werden, und meine Pflicht, Dich glücklich zu machen und alle Deine Wünsche zu erfüllen, wie es einem verliebten Gatten zu-

kommt. Wenn Du mich wirklich liebst, wie Du es mir vor wenigen Tagen versichert hast, dann darfst Du Dich nicht wegen eines leicht aufzuklärenden Mißverständnisses von mir wenden."

„Ihre Schwester wird mich wohl nicht belogen haben!"

„Isabella, weshalb diese Bitterkeit? Meine Schwester ist das beste, süßeste und verzogenste Geschöpf der Welt. Ihre lebhafte Phantasie ist, wie schon so oft, mit ihr durchgegangen. Sie hat ein Nichts zu einer großen Sache aufgebauscht, und Du hast Dich dadurch schrecken lassen. Darin seid ihr Frauen alle gleich. Sei doch so gut und gestatte mir eine Aufklärung."

Isabella, die den heroischen Entschluß gefaßt hatte, aus Pflichtgefühl diesem Manne, den sie mit aller Kraft ihres reinen Herzens liebte, zu entsagen, konnte seinen Bitten auf die Dauer nicht widerstehen. Innerlich hoffte sie, es werde ihm gelingen, sich zu rechtfertigen, daß sie sich nicht zu weigern brauchte, ihm zum Altar zu folgen. O, wie sie ihn liebte, diesen schlanken, blauäugigen Jüngling, mit dem dunkelbraunen Vollbart, der das schöne, gutmütige Gesicht umrahmte! Sie hätte am liebsten ihre Arme um seinen Hals geschlungen und ihm zugerufen: „Nimm mich, nimm mich, ich liebe Dich ja und kann nicht anders, als Dich lieben!" Aber es vertrug sich nicht mit ihrer Mädchenwürde und sie entgegnete daher nur: „Sprechen Sie, ich höre."

„Als ich vor einigen Tagen um diese kleine Hand anhielt, gaben Sie mir einen Korb; Du sagtest mir, Du seiest arm, und die Lage Deiner Familie sei zu schlecht, deshalb könntest Du nicht mein Weib werden. Es ist mir schließlich gelungen, Dich zu überzeugen, daß all dies kein Hindernis für unsere Vereinigung zu sein brauche, da ich selbst genug besitze, um auf ein Heiratsgut meiner Zukünftigen verzichten zu können. Ich versprach Dir, meinen Einfluß aufzuwenden, um Deinem Vater einen seiner Geburt und Stellung angemessenen Posten zu verschaffen; Deine Einwände waren dadurch besiegt und Du willigtest ein, mein Weib zu werden, wenn meine Schwester sich mit meiner Wahl einverstanden erkläre."

„Sie war's aber nicht, und dann —"

„Bitte, mein Fräulein, mich nicht zu unterbrechen, ausreden lassen! Also, Du willigtest ein, mein Weib zu werden, und ich war an jenem Tage einer der glücklichsten Männer. Noch ehe ich es meiner Schwester sagen konnte, wurde ich durch ein Telegramm ans Totenbett eines Freundes gerufen und als ich heute morgen nach Rocklands zurückkehrte, von Sehnsucht nach einer gewissen Dame erfüllt, fand ich diese thörichte Jungfrau ausgeflogen, ohne daß sie es auch nur der Mühe wert gefunden hätte, mir eine Zeile der Aufklärung zurückzulassen. Findest Du das recht, Isabella? Ist eine solche Ausreißerin Deines guten, freundlichen Herzens würdig? Sprich!"

Isabella kämpfte mit ihrer heftigen Erregung, ehe sie zu antworten vermochte.

„Als ich einwilligte, Ihre Gattin zu werden, glaubte ich selbstverständlich, daß Sie frei seien, aber Ihre Schwester Lady Maitland belehrte mich eines bessern. Von ihr erfuhr ich, daß Sie bereits so gut wie verlobt seien."

„Aber ich schwöre Dir, daß dieses nicht der Fall ist. Ich bin so frei, wie Du selbst. Ich könnte Dich ebensogut beschuldigen, verlobt zu sein, weil es dem buckligen Grafen in der Bretagne einfiel, Dich mit seinen Anträgen zu verfolgen. Jetzt erzähle mir, was sich eigentlich zugetragen, nachdem ich Rocklands verlassen."

„Ich dachte, Sie wüßen alles," entgegnete das Mädchen spöttisch.

Das meiste wenigstens. Während Du nämlich mit Alice im Schlafzimmer sprachst, scheint die kleine Daisy, die aus dem Ankleidezimmer ihren Puppenwagen holte, ein wenig gelauscht zu haben. Ihr spracht sehr laut, da hörte sie etwas von Deiner geplanten Abreise, ihre Angst und Neugier unterdrückten ihre kindlichen Skrupel und sie belauschte den Rest eurer Unterhaltung."

„O, das unartige Kind! Ich hatte gehofft, daß es mir gelungen sei, sie von dieser abscheulichen Gewohnheit zu heilen," rief die junge Erzieherin entrüstet aus.

„Glücklicherweise ist es Dir nicht gelungen," sagte Dennyson lächelnd. „Wie gewöhnlich, wenn ich von einer Reise zurückkehre, begab ich mich heute morgen zuerst ins Kinderzimmer und fand dort, statt der mir sonst entgegenjubelnden Wildfänge, zwei bitterlich schluchzende, unglückliche Kinder. Du warst vor einer Stunde abgereist. Ich fragte, weshalb sie weinten und wo Du seiest — ein unheimliches Angstgefühl erfaßte mich, ich fürchtete, ich weiß selbst nicht was. Ich bekam lange keine Antwort; auf meine wiederholten Fragen und Bitten ließen sie sich aber doch endlich herbei, schluchzend zu stammeln: „Sie ist fort gegangen!" Dann heulten sie noch stärker.

„Fort?" fragte ich verblüfft. „Was soll das heißen? Antworte Daisy, hörst Du?" Und ich schüttelte das arme Kind heftig.

„Ja, sie ist fort, weit fort, nach Paris — durch Deine Schuld, abscheulicher Onkel Eduard!" zischte mich die Kleine wie eine Wildkatze an und warf mir dabei haßerfüllte Blicke zu.

„Ich hab' Dich gar nicht mehr lieb, Onkel, weil Du schuld bist," schluchzte nun Emil zum Steinerbarmen. „Nein, nicht ein bißchen mehr lieb! Wenn ich erst groß bin und genug Geld in meiner Sparbüchse habe, geh' ich zu Isa nach Paris! Ja, das thu ich!" drohte mir der Knirps.

„Ich war außer mir, denn ich begriff nicht, was Dich zur Abreise veranlaßt haben mochte. Ich nahm Daisy aufs Knie, und durch Liebkosungen und das Versprechen, Dir sofort nachzureisen, um Dich zurückzuholen, gelang es mir, von ihr zu erfahren, was ich wußte. Ich mußte ihr aber vorher heilig geloben, Mama nicht zu verraten, daß sie gelauscht. Ich hatte, wie Du siehst, gerade noch so viel Zeit, um recht zu kommen."

„Sie haben also Lady Maitland gar nicht gesprochen?"

„Nein, dazu war die Zeit zu kurz. Uebrigens wollte ich sie gar nicht sehen, denn ich fürchtete, ihr in meinem Zorn Dinge zu sagen, die ich später bereuen könnte. Du weißt, ich liebe meine Schwester herzlich, denn sie ist klug und gut; nur hat sie den Fehler, mich bemuttern zu wollen. Sie vergißt aber dabei immer, daß ich kein Kind mehr bin, sondern mein eigener Herr . . . Was wollen Sie?"

Die letzten Worte galten dem Gepäckträger, welcher meldete, daß der Zug nach Dover eben eingefahren sei.

„Wie fatal! Was ist da zu thun? Nein, so laß ich Dich nicht fort! . . . Da, guter Freund, besorgen Sie mir rasch eine Karte zweiter Klasse nach Dover — der Rest gehört Ihnen."

Der „Sechzehner" stürzte bald mit der Karte herbei und eine Viertelminute später brauste der Zug aus dem Bahnhof. Es gelang Dennyson, den Kondukteur zu bewegen, ihn mit seinem Flüchtling bis Dover in einem Coupee allein zu lassen. Isabella machte sich's bequem und wartete auf die weiteren Erklärungen ihres Begleiters. Dieser blickte eine Weile nachdenklich zum Wagenfenster hinaus; erst als sie das Weichbild Londons hinter sich hatten, nahm er an der Seite des hübschen Mädchens Platz.

„Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort," sprach Isa.

„Jetzt ist es an Dir, zu erzählen, was sich nach meiner plötzlichen Abreise zugetragen. Nur gegenseitige Offenheit kann uns zum Ziele führen."

„Ich habe nicht viel zu erzählen. Vorgestern kam Ihre Schwester von einem Besuch, den sie bei einer Freundin gemacht, heim und ließ mich gleich darauf zu sich bitten. Ich bemerkte sofort, daß sie irgend etwas gehört haben müsse, was sie sehr erregte . . . Sie war sehr unfreundlich mit mir, machte allerlei Anspielungen, schließlich sagte sie mir gerade ins Gesicht, daß . . . daß sie erfahren habe, Sie —"

Eine Blutwelle schoß Isabella ins Gesicht und sie brachte kein Wort über die Lippen vor lauter Verlegenheit.

„Nun, was denn, kleine Stotterin? Soll ich Dir helfen?"

„Alice hatte in Erfahrung gebracht, daß ich in Sie verliebt sei. Es ist fabelhaft, wie rasch sich solche Dinge verbreiten!"

„Ja," lispelte Isa mit niedergeschlagenen Augen. Nicht um alle Welt hätte sie ihn jetzt ansehen können.

„Und was hast Du darauf geantwortet, Schatz?"

„Ich habe selbstverständlich die Wahrheit gesagt."

Das heißt: „Du hast ihren Verdacht bestätigt?"

„Ja."

„Also, Du glaubst an meine Liebe?"

Isa sah ihn verwundert an und entgegnete harmlos: „Gewiß glaubte ich an Ihre Beteuerungen. Sie haben mir sie ja oft genug wiederholt."

„O Du liebes Ding! Und wie ich Dich liebe! Es wird mir hoffentlich vergönnt sein, es Dir durch ein Leben gemeinsamen Glücks zu beweisen, Du kleine Unschuld, Du!"

Er wollte sie umarmen, doch entzog sie sich seiner Liebkosung.

„Ich habe Ihrer Schwester fast Wort für Wort wieder erzählt, was zwischen uns vorgegangen ist, und hinzugefügt, daß Sie nur durch die plötzliche Abreise verhindert wurden, es ihr selbst zu sagen. Sie verfiel in einen förmlichen Weinkrampf, gestand mir, daß alle Welt und auch die ganze Familie Sie als so gut wie verlobt mit Fräulein Northbury betrachtete und daß es dem Mädchen das Herz brechen würde, wenn die Partie zurückginge."

„Wie liebenswürdig von meiner Familie und der Welt, sich mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen," rief der junge Mann empört. „Was Fräulein Northbury betrifft, so schwöre ich Dir, daß niemals zwischen uns von einer Verlobung die Rede war. Die junge Dame verfolgte mich mit Aufmerksamkeiten, so daß ich mich gezwungen sah, mein eigenes Heim zu verlassen und mich auf unbestimmte Zeit bei meiner Schwester einzuquartieren. Ich lästere nicht gern über das weibliche Geschlecht; da aber meine Zukunft von unserer Aussprache abhängt, so muß ich Dir die volle Wahrheit sagen. Meine Schwester braucht sich durchaus nicht zu beunruhigen, daß der besagten jungen Dame das Herz brechen wird; dieses ist sehr elastisch und fügt sich wunderbar leicht den

Umständen an. Ich bin überzeugt, daß es bereits in einer anderen Liebelei Ersatz gefunden hat."

„Sie geben also zu, daß Sie ihr den Hof gemacht haben?" fragte Isabella. Zum ersten Male in ihrem Leben regte sich etwas wie Eifersucht in ihrem Herzen.

„Mein lieber Schatz, das Kurmachen ist leider eine Schwäche des männlichen Herzens und auch des meinigen. Besonders wenn keine tiefe Neigung im Herzen vorhanden, ist die Bekämpfung dieser Schwäche, zumal kokettierenden Damen gegenüber nicht gerade leicht."

„Sie wollen damit sagen, daß Fräulein Northbury mit Ihnen kokettiert hat?"

„Allerdings! Sie hat mich förmlich verfolgt. Ich mochte gehen, wohin ich wollte, ich war sicher, sie zu treffen, — auf Bällen, Konzerten, Regattas, auf meinen Spaziergängen und -ritten, und da mag es allerdings schon vorgekommen sein, daß ich mir Vertraulichkeiten herausgenommen habe, die zu jenem Verlobungsgerücht Anlaß geben konnten."

„Sie müssen sie immerhin geliebt haben, um sich Vertraulichkeiten zu erlauben."

„Isa, die Thatsache, daß ich Dich hochachte und liebe, die Du die Reinheit und Bescheidenheit in Person bist, muß Dir die Sicherheit bieten, daß ich für das kokette Mädchen keine Neigung haben konnte. Sie hat mit mir gespielt und ich bin auf ihr Spiel eingegangen, wie jeder andere junge Mann in meiner Lage es leider vielleicht auch gethan hätte. Glaubst Du, daß irgend ein Junge, der seine fünf Sinne beisammen hat, sich dazu hergeben würde, ein Mädchen zu heiraten, das sich ihm förmlich in die Arme wirft, das ihn mit seiner Koketterie zu Vertraulichkeiten herausfordert, die ihm nicht zukommen? Glaubst Du, daß ein Mann, der auch nur einen Funken Ehrgefühl besitzt, ein solches Weib achten kann? Und ein Mann von Ehre muß sein Weib nicht nur lieben, sondern auch achten."

Eine Pause entstand. Isabella schien über das eben Gehörte nachzudenken und Dennyson beobachtete mit ängstlicher Spannung ihr ausdrucksvolles Mienenspiel, das jeden ihrer Gedanken verriet. Er bedauerte fast, seine Generalbeichte abgelegt zu haben, die ihr Vertrauen zu ihm bedenklich erschüttert haben konnte.

„Worüber grübelst Du, mein Schatz?" unterbrach er endlich das peinliche Schweigen.

„Ueber Verschiedenes, namentlich auch darüber, wie Ihre Schwester, die selbst so sittenstreng ist, wünschen kann, daß Sie ein Mädchen zur Frau nehmen . . . welches . . ."

„Meine Schwester kennt den wahren Charakter des Fräuleins nicht. Dieses ist schlau genug, sich in Frauengesellschaft den Anschein einer Heiligen zu geben. So leid es mir auch thut, ich werde diesen Heiligenschein zerstören müssen, und Alice wird diese Enttäuschung schmerzlich genug empfinden. Es wird eine gerechte Strafe für sie sein; wozu hat sie sich unnötigerweise in meine Angelegenheiten gemengt und es versucht, mich von dem Mädchen meiner Wahl zu trennen!"

„Und dann habe ich auch darüber nachgedacht," fuhr Isabella, ohne auf seine letzte Bemerkung einzugehen, ernst fort, „ob Sie Fräulein Northbury nicht doch falsch beurteilen. Das, was Sie Koketterie und Mangel an Weiblichkeit nennen, mag vielleicht nur Unerfahrenheit und kindliche Gedankenlosigkeit sein. Sie ist wohl noch sehr jung?"

„Um drei Jahre älter als ich," bemerkte Dennyson lachend. „Das kann man wohl selbst bei der größten Nachsicht nicht mehr jung nennen."

„Ein Mädchen von neunundzwanzig Jahren sollte freilich schon verständiger und ernster handeln."

„Da bin ich ganz Deiner Meinung, geliebte Weisheit, aber ich schlage vor, daß wir mit dem wenig erbaulichen Thema ein für alle Male abschließen und unsere Aufmerksamkeit einem unvergleichlich interessanteren Gegenstande zuwenden, nämlich unserer gemeinsamen Zukunft. Ich habe Dir einen bitteren Vorwurf zu machen. Du hast mich während unserer ganzen Unterredung stets nur mit „Sie" angesprochen. Herr Dennyson existiert für Dich nicht mehr — verstanden? Ich heiße Eduard. Der Name schien mir früher furchtbar gewöhnlich, aber seit einigen Tagen bin ich ganz verliebt in ihn und finde ihn höchst musikalisch. Bitte, ich möchte ihn für mein Leben gern wieder einmal von Deinen süßen Lippen hören."

Dabei versuchte er nochmals, seinen Arm um ihre Taille zu schlingen. Diesmal wehrte sie ihm nicht. Ihr Köpfchen verbarg sich verschämt an seiner Schulter, während sie kaum hörbar lispelte:

„Eduard! Mein lieber, lieber Eduard!" Eine Welt von Zärtlichkeit und Liebe lag in diesen Worten.

„Mein Weib!" jauchzte er und preßte sie an sein Herz, dessen Schläge auch das ihrige höher schlagen machten. Es war einer jener glücklichen Momente, deren es im Leben so wenige giebt. Ein schriller Pfiff der Lokomotive versetzte sie bald in die Wirklichkeit.

„Ah, wir sind schon in Chatham!" rief Dennyson, zum Fenster hinausblickend. „Wie furchtbar rasch die Zeit verflogen ist. Am besten wäre es, hier auszusteigen und mit dem nächsten Zug wieder zurück nach Rocklands zu dampfen. Was meinst Du, Ausreißerin?"

„Ich kann nicht, Eduard," versicherte Isa, bis zu den Haarwurzeln errötend. „Nein, Du kannst unmöglich von mir verlangen, daß ich ungerufen in ein Haus zurückkehre, in welchem man mir so gut wie den Stuhl vor die Thür gesetzt hat, — höflich und freundlich zwar, aber — Du verstehst mich doch?"

„Wie thöricht von Alice, so unbedacht zu handeln! Aber Du hast mir ja noch gar nicht erzählt, wie eure Unterredung verlaufen ist. Was ihr eigentlich miteinander vorgehabt? Wenn ich erst alles weiß, wollen wir beschließen, was sich thun läßt. In London kann ich Dich doch unmöglich allein zurücklassen, während ich in Rocklands die Angelegenheit mit meiner Schwester ins reine bringe?" schloß er, erregt seinen Schnurrbart zwirbelnd.

„Laß mich doch nach Paris fahren, Eduard," bat Isa schmeichelnd. „Ich habe über ein Jahr meine Leute nicht gesehen und sehne mich schon nach ihnen, namentlich nach meiner Mama. O, wenn Du erst die kennen wirst und die praktische, niedliche Nelly, unseren Hausgeist, und Papa und den komischen Schlingel, den Walter! . . . Weißt Du, mündlich werde ich ihnen auch alles besser erklären können. Nicht wahr, ich darf nach Paris?" Sie sah ihn mit ihren „Meeraugen" so verführerisch schelmisch an und erhob dabei bittend ihre Händchen, daß er sich für besiegt erklären mußte.

„Es wird vielleicht am besten sein, mein Liebling, wenn Du daheim bei den Deinigen bist, während ich alles ordne. Aber es wird mir so schwer, mich von Dir zu trennen, nachdem wir uns kaum wiedergefunden."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zu spät!

Von Jenny Piorkowska.



1.

Sylvester! — der letzte Tag im Jahre, zugleich der Tag, an dem Hella, die einzige Tochter des Obersten Mertens, vor nunmehr neunzehn Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. Dieser Tag wurde, der Sitte des Mertensschen Hauses gemäß, auch dieses Jahr mit einer kleinen solennen Gesellschaft gefeiert.

Die Räume, die in geradezu blendender Helle erstrahlten, und der eben entschwundenen Jahreszeit entsprechend, reich mit Tannenzweigen und vielfarbigen üppigen Chrysanthemen geschmückt waren, hauchten köstlichen Weihnachtsduft aus, und die Gäste standen — zum Schluß des Abends den eben herumgereichten Mokka schlürfend — in kleinen Gruppen zu Zweien und Dreien umher und hielten teils ernste, teils leichte Gespräche über die Sorgen und Freuden des alten Jahres, sowie über die Hoffnungen und Befürchtungen des neu angebrochenen. Dabei beachtete niemand den jungen Mann, der, in der tiefen Fensternische stehend, sein Auge spähend über die Anwesenden gleiten ließ — wie er sich offenbar vergebens nach der Gesuchten umsah, hob ein tiefer Atemzug seine Brust. Ob der Erleichterung oder der Erregtheit? — Wohl ein wenig von beiden — denn der junge Assessor Lendor hatte nichts Geringeres vor, als noch heute der reizenden Hella Herz und Hand zu Füßen zu legen.

Möglichst unbemerkt schlüpfte er aus dem Salon, durchschritt den jetzt leeren Speisesaal und wollte eben die schwere Portiere nach dem daranstoßenden Boudoir beiseite schieben, als er plötzlich stutzend seine Hand wieder zurückzog — wohl war Hella drinnen, aber nicht allein!

In ihrem anspruchslos weißseidenen Kleide, das leichtgewellte kastanienbraune Haar zu einem üppigen Knoten im Nacken geschürzt, reizender denn je, lehnte sie anmutig im Schaukelstuhl zurück und sah mit lächelndem Munde zu Hauptmann von Zernitz auf, der neben ihr stand und eben damit beschäftigt war, aus einer auf kleinem Tische neben ihnen stehenden Blumenschale eine dunkelrote Rose zu ziehen.

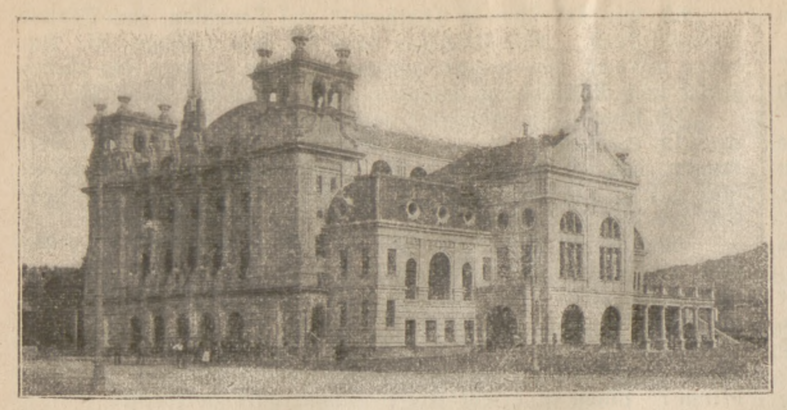
Der unbemerkt die zwei Beobachtende zog finster die Stirn kraus und preßte die Lippen fest aufeinander.

„Laß ich mich vielleicht von meiner eigenen Liebe täuschen, und gehört ihr Herz ihm, nicht mir?" warnte ihn eine geheime Stimme.

Schnell aber schwand diese plötzliche Anwandlung leiser Eifersucht wieder, als er den Veilchenstrauß in ihrem Gürtel erblickte.

„O nein!" dachte er frohen Auges, „hätte sie sonst wohl von dem reichen Blumenflor, der ihr heute von allen Seiten zu teil geworden, gerade meine bescheidene Gabe gewählt?! — Wie hätte ich mir auch sonst gar manches Wort, manchen Blick von ihr deuten sollen? Nein, nein, ihr Herz gehört mir!" tröstete er sich, „sei kein Feigling, Lendor, sprich das Wort, das Dir alle Zweifel und Bedenken nehmen und Dich zum glücklichsten aller Menschen machen soll!"

Es ward ihm aber an diesem Abend keine Gelegenheit mehr, dieses Wort zu sprechen.



Die neue städtische Festhalle in Koblenz. (Mit Text.)

„Aber morgen — morgen soll, morgen muß sie erfahren, was seit langem mein Herz bewegt, mir seit Wochen auf den Lippen schwebt.“

Mit diesem festen Vorsatz empfahl Erich Lendor sich an diesem Abend, aber der morgende Tag hatte anders über ihn verfügt.

2.

Unter den Neujahrswünschen, die er am nächsten Morgen auf seinem Frühstückstische vorfand, befand sich auch ein Schreiben, das ihn in geschäftlicher Angelegenheit nach B . . . berief — und zwar ungesäumt.

Ein böser Querstrich durch seine Pläne — aber was half es? Dem Rufe mußte Folge geleistet werden. Um zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu sein, mußte er den Mittagszug benutzen, konnte Hella also vorher nicht mehr sprechen, aber seinem Vorsatze wollte, mußte er treu bleiben — war es ihm nicht möglich, ihr noch heute mündlich zu bekennen, was sein Herz bewegte, so sollte sie es doch schriftlich erfahren.

Und er schrieb ihr, wie es ihm doppelt schmerzlich sei, gestern sich vergebens bemüht zu haben, sie allein zu sprechen, nun geschäftliche Pflichten ihn zwängen, dem Papiere eine Frage anzuvertrauen, deren Antwort er ihr so gern von den Augen abgelesen hätte.

„Und doch,“ schrieb er, „ist es vielleicht besser so, denn ein „Nein“ von Ihren Lippen hätte ich kaum zu ertragen vermocht! Ja, zu feige, selbst schwarz auf weiß eine Abweisung von Ihnen erfahren zu müssen, bitte ich Sie, mir diese Zeilen nur zu beantworten, wenn Sie mir meinen Herzenswunsch erfüllen, wenn Sie sich mir selbst schenken wollen.“

3.

Wie langsam verstrich dem in höchster Erregung Hellas Antwort Harrenden der erste Tag des neuen Jahres, mit welcher Spannung erwartete er — als er am nächsten Morgen nach fast schlafloser Nacht in fremder Umgebung im Hotel zu B... stumm sein Frühstück verzehrte — die erste Post — ob dieselbe ihm schon den ersehnten Bescheid, der über seine ganze Zukunft entscheiden mußte, bringen würde?

„Vielleicht — nein, sicher!“ dachte er mit glückpochendem Herzen. — Jedoch mit jeder Stunde sank seine gehobene Stimmung tiefer — weder die erste noch die nächste Post brachte den erhofften Brief und als allmählich der Tag zu Ende ging, ohne ein Lebenszeichen von der Heißgeliebten, suchte er sich selbst damit zu trösten, daß sie am Neujahrstage durch Gratulationen und allerhand gesellschaftliche Pflichten wohl am Schreiben verhindert sei, vielleicht wolle sie sich auch noch ein wenig bedenken — als aber ein Tag nach dem andern hinging, bis eine volle Woche verstrichen war, da verwandelte sich des armen Lendor Spannung und Erwartung in tiefste Niedergeschlagenheit.

Kaum vermochte er den Gedanken auszudenken, wenn er sich wirklich in ihren Empfindungen geirrt, wenn er ihre Liebenswürdigkeit gegen ihn falsch gedeutet, wenn er den Ausdruck, mit welchem ihre tiefblauen Augen ihn bisweilen angeschaut, mißverstanden hätte!

„O Gott, o Gott! Wenn sie sich in Schweigen hüllte, wenn ich einsam und verlassen, mit dieser unerwiderten Liebe im Herzen, durchs Leben wandeln müßte!“ stöhnte Lendor und griff verzweiflungsvoll nach der schmerzenden Stirn.

Es kam keine Antwort. Nur einmal noch sah er die Heißgeliebte wieder, die seinen Antrag mit Schweigen erwidert hatte.

Der momentane Ruf nach B . . . hatte seine baldige Versetzung dahin zur Folge; und Lendor kehrte nur noch für wenige Tage nach seinem bisherigen Wohnort zurück, um seine Sachen zu packen und die nötigen Abschiedsbesuche zu machen.

Der schwerste Gang war nach dem Mertensschen Hause. Nur

**Der Neujahrsbrief.** Nach dem Gemälde von E. von Müller. (Mit Text.)
Photographie-Verlag von Fr. Hanfstängl, Kunstverlag in München.

mit äußerster Anstrengung all seiner Kräfte vermochte er, wenigstens scheinbar, seine Ruhe zu bewahren, als Hella ihm mit sichtlich erzwungenem Lächeln die weiße Hand zum Gruße reichte. Eine Unterhaltung kam so wenig in Fluß wie noch nie, und als nach kaum zehn Minuten dieselbe in ein fast peinliches Stocken geriet, verabschiedete Lendor sich in nervöser Hast; nur Hellas staunenswerte Selbstbeherrschung gab ihm die dazu nötige Kraft, die ihn fast im letzten Moment verlassen hätte, als er ihre kleine weiche Hand in der seinen zittern fühlte und sich unter seinem krampfhaft erzwungenen kühlen Abschiedsblick ein verlegenes Erröten über ihre zarten Züge ergoß. —

Mit diesem letzten Gruße begrub Lendor seine ganzen schönen Zukunftsträume.

4.

Zehn Jahre sind verstrichen — zehn Jahre! — eine lange Zeit! Und doch oft noch immer nicht lang genug, um alte Herzenswunden völlig zu heilen.

Auch Lendor kann nicht vergessen, vermag die einst so Heißgeliebte nicht aus seinem Herzen, noch weniger aus seinen Gedanken zu verbannen.

Wie oft, wenn er in seinem bisweilen so recht einsamen Junggesellenheim seinen Träumereien nachhängt, malt er sich aus, wie schön, wie anders alles geworden wäre, wenn sie damals die ersehnte Antwort für ihn gehabt hätte! Wie hätte er sie verwöhnen, wie ihr jeden Wunsch von den Augen absehen, wie sie auf Händen tragen wollen! Und wie anders wäre es ihm während seiner wochenlangen Krankheit ergangen, wenn die zarte Hand einer liebenden Gattin für ihn gesorgt, ihn gepflegt hätte! —




Ueberfall im Schnee. Zeichnung von C. Kronberger. (Mit Text.)

Reger denn je steigen die alten Erinnerungen in ihm auf, als er eines Abends nach zehn langen Jahren zum ersten Male wieder seine Vaterstadt betritt. — Wenn der Zufall nur sie ihm nicht in

den Weg führt während der wenigen Tage seines Hierseins. Er weiß ja auch gar nicht, ob sie noch hier lebt, vermutlich sogar ist ihr Mann längst nach einer anderen Garnison versetzt. Seit dem Tage, wo er ihre Vermählung mit dem Hauptmann von Zernitz in der Zeitung gelesen, hat er nie wieder von ihr gehört — wer weiß, wie hoch derselbe inzwischen gestiegen ist und ob sie nicht jetzt als „Frau Oberst“ in der vornehmen Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielt und — „o, wie klug von ihr, den vornehmen glänzenden Offizier ihm vorzuziehen,“ grollt es voll Bitterkeit in seinem Innern.

Der schöne, kalte, aber völlig klare Wintertag lockt ihn, nachdem er das Geschäftliche erledigt hat, noch zu einer Promenade in den Stadtpark. Den großen Teich, auf dem Alt und Jung sich auf ihren Schlittschuhen tummeln, läßt er zur Linken und schreitet weiter die breite Allee hinab, an deren hohen knorrigen Eichen Lendors Auge sich gar oft erfreut hat, die aber jetzt ihre kahlen dürren Aeste wie hilfesuchend gen Himmel strecken.

Ein heftiger Fall, ein leiser Aufschrei hemmt plötzlich Lendors Schritte, er dreht den Kopf und bemerkt einen kleinen Knaben von sechs bis sieben Jahren, der auf dem festgetretenen Schnee ausgeglitten ist und sich so in die Riemen seiner Schlittschuh verwickelt hat, daß er nicht wieder aufzustehen vermag.

Lendor hilft ihm wieder auf, da aber der Knabe sich offenbar den Fuß verstaucht hat und nur mit Mühe gehen kann, heißt er denselben sich auf ihn stützen. In freundlich teilnehmender Weise sucht er den Knaben zu beruhigen, daß dieser alsbald auch seine Thränen trocknet und ganz zutraulich zu dem Fremden wird.

Diesen durchzuckt es seltsam, als er dem Knaben voll ins Gesicht sieht.

Diese großen tiefblauen Augen — wie erinnern dieselben ihn an sie — an Hella! Dieser Ausdruck, dieses Grübchen in dem linken Backen! —

Von seltsamem Verdacht bewegt, stößt er mit bebenden Lippen die Frage hervor: „Wie heißt Du, mein Kind?“

„Hans Ludwig von Zernitz.“

Also richtig — das Kind seiner Hella und seines glücklicheren Nebenbuhlers!

„Heißt Deine Mutter Hella?“

„Sie kennen Mama?“ ruft der Knabe leuchtenden Blickes.

„Vor vielen Jahren habe ich sie einmal gesehen,“ giebt Lendor mit gepreßter Stimme zur Antwort und verfällt darauf in düsteres Nachdenken, daß er kaum hört, was der kleine auf seinen Arm gestützte Hans plaudert, bis derselbe auf das am Ende der Straße weißblinkende Haus deutend lebhaft ruft: „Dort wohnen wir!“

„Deine Eltern haben sich gewiß schon um Dich geängstigt,“ bemerkt Lendor.

„Meine Eltern?“ wiederholt der Knabe und blickt verwundert zu seinem Begleiter auf; „ich habe keinen Papa mehr, der ist schon seit drei Jahren tot — aber Mama! Sehen Sie, dort am Fenster steht sie und nickt mir zu.“

Langsamer und langsamer wird Lendors Schritt — er soll sie wiedersehen, soll mit ihr reden, vielleicht ihre Hand einen Moment in der seinen halten, ohne verraten zu dürfen, wie nahe sie trotz und alledem seinem Herzen noch steht.

Er wagt nicht zu ihr hinaufzublicken. In der nächsten Minute tritt sie ihnen zwar in der Hausthüre entgegen, doch, obwohl sie ihn schon vom Fenster aus erkannt hat, läßt der erste Schreck über den hinkenden Knaben sie ganz an Lendors Gegenwart vergessen.

Erst als dieser ihr halb mechanisch in das Zimmer gefolgt ist, wendet sie sich ihm zu, reicht ihm freimütig die Hand und dankt ihm mit herzlichen Worten, daß er sich ihres Kindes so liebenswürdig angenommen hat.

Er folgt ihrer Aufforderung, nimmt Platz, und sie unterhalten sich eine kleine Weile ruhig und unbefangen, wie alte Bekannte, doch ohne vergangener Zeiten zu erwähnen.

5.

Wieder Sylvester! Mit wie anderen Empfindungen erwacht Lendor am heutigen letzten Tage des scheidenden Jahres als vor zehn Jahren! Wozu hat er sie wiedersehen müssen? Nur um die alte, halb vernarbte Wunde von neuem aufzureißen?!

„Nun, noch ein letzter Abschiedsbesuch und dann — hoffentlich auf Nimmerwiedersehen!“

Mit diesem schwachen Troste sucht er selbst seine trübe Stimmung zu verscheuchen.

Eine Stunde später tritt er bei Hella ein.

Auch heute begrüßt sie ihn mit freundlichem Händedruck, doch die Unterhaltung stockt noch mehr als bei seinem ersten Besuch, und eben überlegt Lendor, wie er denselben, ohne unhöflich zu erscheinen, möglichst abkürzen kann, als es im Nebenzimmer heftig poltert und Hans einen lauten Schreckensschrei ausstößt.

Wirtin wie Gast springen erschrocken auf und eilen hinein.

Nun, das Unglück war nicht schlimm!

Hans ist schon wieder auf seinen Füßen — offenbar war er auf den jetzt an der Erde liegenden Stuhl geklettert, um nach Kinderart Mamas Abwesenheit zu benutzen und in deren Schreibtisch herumzukramen — so scheint es wenigstens nach dem am Boden liegenden Schubkasten, dessen Inhalt sich über das halbe Zimmer verstreut hat.

Lendor bückt sich nach einem zu seinen Füßen liegenden, kunstvoll eingelegten Perlmutterkästchen; kaum aber berühren es seine Finger, als der Deckel abfällt und sein Auge auf einem welken Veilchenstrauß und einem halbvergilbten Briefe haften bleibt.

„Fräulein Hella Mertens.‘ Er reibt sich die Augen — er legt die Hand vor die Stirn — mein Gott, ist's eine Vision? Täuschen ihn seine Sinne?! — Dieser Brief! — es ist sein Brief — seine Handschrift! —

Und dieser Veilchenstrauß! — Ist's nicht auch sein letzter Blumengruß an sie gewesen?! —

Tief aufatmend hebt er den Kopf, und sein Blick begegnet dem Hellas, deren Auge mit fast stockendem Atem von ihm zu dem Briefe in seiner Hand schweift, während sich dunkle Röte über ihre zarten Züge ergießt.

Verlegen senkt sie die Lider vor seinem forschenden Blick.

Eine volle Minute sieht er sie starr an.

„Ich habe vielleicht kein Recht zu fragen, aber ich bitte, ich beschwöre Sie — sagen Sie mir, was — was veranlaßte Sie, diesen Brief hier aufzuheben? — Sollten Sie wohl Interesse an seinem Inhalt nehmen?“

Sie vermag seinen forschenden Blick nicht zu ertragen und verbirgt ihr Gesicht in den Händen, während ihre ganze Gestalt sichtlich erbebt.

„Wollen Sie mir das nicht sagen? — Ich bitte Sie darum,“ spricht er in ach so weichem, süß einschmeichelndem Tone.

„Dieser Brief . . .,“ hebt Hella an, aber Schluchzen erstickt ihre Stimme.

„Nun? — dieser Brief?“ wiederholt Lendor, als sie stockt, indem er näher tritt und ihre beiden Hände mit eisernem Griff erfaßt und sie ihr vom Gesicht zieht.

„ . . . er . . . er kam — zu spät in meine Hände,“ haucht Hella mit zu Boden gesenktem Blick.

„Wann?“ forscht Lendor.

„An meinem Hochzeitstag.“

„An Ihrem Hochzeitstag?!“

Hella nickt.

„Da fand er sich zwischen Wand und Schreibtisch eingeklemmt — wie er dahin gekommen, ob durch des Dieners Schuld, der ihn auf den Schreibtisch gelegt haben wollte — wer konnte das nach Jahresfrist ergründen!“ bringt sie abgebrochen hervor.

Eine Minute lang ruht Lendors Auge forschend auf ihr.

„Und wenn Sie den Brief zu rechter Zeit erhielten, hätten Sie ihn da einer Antwort wert gehalten?“

„Wozu diese Frage? — Warum quälen Sie mich? Habe ich nicht genug gelitten?“ stößt Hella fast heftig hervor, während Thräne auf Thräne über ihre jetzt dunkel erglühenden Wangen rinnt.

Lächelnd betrachtet Lendor sie, die ihm in diesem Moment schöner erscheint denn je. Dann legt er leicht seinen Arm um ihre Taille — sie entzieht sich ihm nicht.

„Hella,“ hebt er innig an, „Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen — wer von uns beiden unter dem zeitweiligen Verschwinden des Briefes am meisten gelitten hat, es bleibe dahingestellt — warum auch rückwärts schauen? Wollen wir nicht in der Zukunft suchen, um was die Vergangenheit uns betrogen hat? Hella, ich richte noch einmal dieselbe Frage wie vor zehn Jahren an Sie — Ihre Antwort?!“

Ihre Lippen bleiben stumm, aber ihr Kopf schmiegt sich innig an seine Brust.

Und Lendor neigt sich zu ihr nieder, und beider Lippen finden sich in einem langen innigen Kuß. —

„Mama, Mama!“ kommt da Hans hereingestürmt — der kleine Schlaukopf hatte sich vorhin schleunigst aus dem Staube gemacht, um Mamas Schelte zu entgehen, als er das Kästchen, das Mama immer so wert gehalten hatte, zerbrochen am Boden sah, „denke Dir — aber was ist Dir denn, Mama? Du hast ja geweint?! Wegen des zerbrochenen Kästchens? Ach bitte, bitte, sei mir nicht böse!“ Und schmeichelnd lehnt der Knabe sich an sie.

„Unwissentlich hast Du damit das Glück Deiner Mutter begründet, hast den Schatten, der während langer Jahre auf ihrem Leben lagerte, verscheucht,“ erwidert Hella, durch ihre Thränen lächelnd, während ihre weiße Hand zärtlich über des Knaben braune Locken streichen.

„Gebe der Himmel — für immer!“ spricht Lendor bewegt, „so weit das in meiner Macht liegt, soll es geschehen, — das, Geliebte, verspreche ich Dir!“

---

## Geschenke am Neujahrstage.

Die festliche Feier des ersten Tages im Jahre und die Sitte, an diesem Tage Geschenke zu überreichen, ist uralt. So gehörte es in Rom zu den Vorrechten der Patrizier, daß jeder Klient seinem Patronus am Neujahrstage ein Neujahrsgeschenk bringen mußte. Die römischen Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Bürgern und Einwohnern Roms. Kaiser Caligula trat sogar in eigener Person vor die Thür seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke (strenae) einzusammeln. Auch die alten Deutschen kannten die Sitte der Neujahrsgeschenke, die sich besonders in Franken und Bayern am längsten erhalten hat; jedoch durch die Weihnachtsgeschenke wurde sie schließlich verdrängt. In Frankreich dagegen hat sich die Sitte erhalten und kennt man dort bis heute nur Neujahrs-, keine Weihnachtsgeschenke.

Das neue Jahr begann in Frankreich unter den Karolingern (843—987) am 1. März; unter den Kapetingern (987—1328) am Weihnachtstage, und unter den Valois (1328—1589) datierte es vom Ostertage an. Aber schon im vierzehnten Jahrhundert wurde vielfach der 1. Januar als erster Jahrestag gefeiert. Denn aus der Widmung eines Buches der französischen Schriftstellerin Christine de Pisan (1363—1431), das sie dem Herzoge von Burgund zueignete, erhellt, daß zu der Zeit der 1. Januar schon als Jahresanfang gefeiert wurde. Das Buch selbst ist ein Neujahrsgeschenk der Autorin an den Herzog, ihrem Gönner. Offiziell als Jahresanfang festgelegt wurde der 1. Januar jedoch erst durch einen Erlaß König Karls IX. von Frankreich vom 15. August 1564.

Obgleich nun vor der Regierung Karls IX. der Jahresanfang das Osterfest war, überreichte man Neujahrsgeschenke doch schon am 1. Januar. Ein Beweis davon ist die folgende Bemerkung, die sich in einem Kataloge der Bibliothek des Herzogs von Beroy befindet: „Ein großes Buch von Valerius Flaccus, illuminiert und mit vier silbernen Schlössern und dem Wappen Sr. Hoheit versehen, wurde von Jean Courau als Neujahrsgeschenk am 1. Januar 1401 überreicht."

Auch in England war von uralter Zeit her der Neujahrstag ein Tag, an dem Geschenke gemacht wurden. Die Druidenpriester schnitten an diesem Tage mit goldener Sichel die heiligen Mistelbüsche und beschenkten das Volk mit in Goldblättchen gehüllten Feigen und Datteln. Die Angelsachsen feierten wie alle germanischen Stämme um diese Zeit das Fest der Wintersonnenwende. Es war ein Freudenfest, und man beschenkte sich gegenseitig. Auch später wurden in England am Neujahrstage Geschenke gemacht. Von Heinrich III. (1216—72) und Eduard IV. (1461—83) ist es bekannt, daß sie ihre Unterthanen zwangen, ihnen am Neujahrstage Geschenke von großem Werte zu machen. Ein Geschenk mit bitterm Beigeschmack erhielt König Heinrich VIII. von England am Neujahrstage des Jahres 1541 von dem Bischof von Worchester, Latimer. Dieser Bischof überreichte dem Könige anstatt der zu jener Zeit üblichen Börse mit Gold ein Neues Testament, in welchem bei der bezeichneten Stelle Ebräer 13, 4. eine Seite eingeknickt war.

Ebenso heischte die Königin Elisabeth (1558—1603), die Tochter Heinrich XIII., wertvolle Geschenke vom Adel und von ihren Höflingen. Sie verschenkte dagegen an dieselben Orangen, die mit Nelken und andern Gewürzen besteckt waren. Die Damen des Hofes waren sehr zufrieden, wenn ihnen Geschenke von Nadeln gemacht wurden, denn man gebrauchte damals noch vielfach hölzerne und andere Stifte zum Zusammenhalten der Kleider. Wenn Geld anstatt Nadeln gegeben wurde, so nannte man dieses Nadelgeld, ein Begriff, der sich, wenn auch in etwas verschoben, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Später wurde es Mode, Handschuhe als Neujahrsgeschenk zu geben, und um diesen Geschenken noch mehr Wert zu verleihen, wurden sie oftmals mit Goldstücken gefüllt. So sandte eine Dame im Jahre 1520 an Sir Thomas More, dem späteren Lordkanzler von England, ein Paar Handschuhe mit einem Inhalt von fünfzig Pfund in Gold, weil er einen Prozeß zu ihren Gunsten entschieden hatte. In einem Briefe, der noch heute erhalten ist, dankt der Richter für die Handschuhe, bittet jedoch die Dame, das „goldene Futter" derselben zurückzunehmen und zu einem andern Zwecke zu verwenden.

Auch in China wird der Anfang des neuen Jahres mit großen Festlichkeiten gefeiert. Der Anfang des ersten Monats, genannt Yat-Yuit, fällt ungefähr in die Mitte unseres Februars. Am Neujahrsabend müssen alle schwebenden Geschäfte abgeschlossen werden, und zur Feier des Neujahrtages besuchen Arme und Reiche die Tempel und Theater und veranstalten große Schmausereien.

Die Perser feiern ihr Neujahrsfest, Naurûz genannt, ebenfalls mit Gaben und Geschenkeausteilen. Die Einsetzung des Naurûzfestes wird dem sagenhaften König Dschemschid zugeschrieben und fällt auf den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders, zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

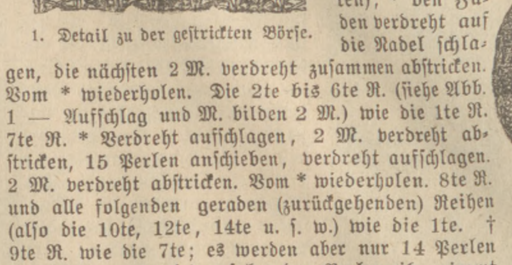



### Gestrickte Börse.

Material: 5 Docken starke Cordonnetseide, 5 M. Stahlperlen, 2 Stricknadeln. Man reiht vor Beginn der Arbeit die Perlen auf die Seide und strickt die Börse der Länge nach in hin- und hergehenden Touren. 49 M. werden aufgeschlagen. 1te R. (= Reihe). Die 1te M. abheben (dies wiederholt sich bei allen Touren), * den Faden verdreht auf die Nadel schlagen, die nächsten 2 M. verdreht zusammen abstricken. Vom * wiederholen. Die 2te bis 6te R. (siehe Abb. 1 — Aufschlag und M. bilden 2 M.) wie die 1te R. 7te R. * Verdreht aufschlagen, 2 M. verdreht abstricken, 15 Perlen anschieben, verdreht aufschlagen. 2 M. verdreht abstricken. Vom * wiederholen. 8te R. und alle folgenden geraden (zurückgehenden) Reihen (also die 10te, 12te, 14te u. s. w.) wie die 1te. † 9te R. wie die 7te; es werden aber nur 14 Perlen angeschoben. In jeder folgenden Perlenreihe nimmt man 1 Perle weniger auf die Nadel, bis man (bei der 31. R.) nur noch 2 Perlen abzustricken hat. † Alsdann 4 R. ohne Perlen wie die ersten 4 R. Die nächste R. wird wie die 7te gestrickt; nur muß das Gehänge jetzt über die vorher seidenen Streifen des Musters fallen; man versetzt deshalb die Reihenfolge des Musters. Von † bis † wiederholen. 25 Reihen (wie die 31te) mit 2 Perlen. Nun werden die Ringe aufgezogen. In der nächsten R. nimmt man 3 Perlen auf die Nadel und strickt — hin- und zurückarbeitend und stets eine Perle mehr auf die Nadel nehmend — bis 15 Perlen auf der Nadel abzustricken sind. Hierauf 4 R. ohne Perlen wie die ersten 4 R. Das Muster versetzt, beginnt man bei der nächsten R. wieder 2 Perlen anzuschieben und strickt — hin- und zurückarbeitend und stets eine Perle mehr auf die Nadel nehmend — bis das Gehänge mit 15 Perlen beendet ist. 6 Reihen wie die ersten 6 Reihen vollenden die hübsche Börse, welche (vergl. Abbildung 2) nunmehr unter Berücksichtigung der Oeffnung in der Mitte zusammengehäkelt wird Die beiden Enden verziert man mit je einer Quaste aus Stahlperlen und Seide



1. Detail zu der gestrickten Börse.





2. Gestrickte Börse.

### Zeit und Leben.

Schaurig rauscht der Strom der Zeiten
Fort ins Meer der Ewigkeit
Und verschlingt im wilden Schreiten
Lust und Leben, Freud' und Leid.
Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Ziehen bunt und farbig hin,
Und des Tages flücht'ge Kinder
Eilen fort mit raschem Sinn.

Ueber diesem wilden Strome
Glänzt ein mildes Himmelslicht,
Wie auf grauer Wolken Dome
Ruht der Sonne Angesicht;
Schmückt mit Purpur jede Welle,
Säumt mit Gold und spendet Glut,
Breitet sich in sanfter Helle
Ob der wilden Wogenflut.

Dieses Licht, es ist dein Busen,
D'rin das Herz in Liebe schlägt,
Und dich unterm Schirm der Musen
Leicht von Stund' zu Stunde trägt.
Neues kann die Zeit nicht geben,
Selber nur ein großes Grab;
Nur dein Herz weckt sie zum Leben,
Nimmt dann wieder, was es gab.

Ad. Menk.




**Eine Begegnung.** Die Begegnungen im Walde, den unsere Dichter so herrlich besingen, und dessen weihevolle Stille sie so poetisch zu schildern wissen, sind nicht immer angenehmer Art. Die Begegnung des Forstwartes mit dem Wildschützen, des Wanderers mit dem Wegelagerer sind Zusammentreffen, die nicht nur nicht angenehm, sondern oft sehr gefährlich ausfallen können. Auch die Begegnung, welche unser heutiges Bild zeigt, ist keine ungefährliche. Meister Reinecke hat gewaltigen Hunger, denn der strenge Winter, besonders aber der fußhohe Schnee, machen seine Raubzüge oft erfolglos. Heute, bei Morgengrauen, steht er einem starken Rehbock gegenüber, der sein Gehörn bereits abgeworfen hat, und ihm deshalb minder gefährlich erscheint. Die im Wachsen

begriffenen, in Bast gehüllten Krickeln, sind keine Waffen, mit denen sich der Bock erfolgreich gegen den schlauen Räuber zur Wehr setzen könnte. Unverwandt blickt jener seinen Gegner an, denn er weiß, daß dieser ihm an Gewandtheit im Kampf weit überlegen ist. Aufmerksam *folgt* der Bock allen Bewegungen seines Feindes, um diesem *ja* keine Gelegenheit zu einem Angriffe von rückwärts zu *geben*. Aber auch Meister *Reinecke* unterschätzt die Stärke *seines* Gegenübers nicht; *mit* dem kapitalen Bock *anzubinden*, scheint ihm doch ein *gewagtes* Spiel zu sein. Lange *dauert* das Manöver des *Beobachters* einer- und des Anschleichens andrerseits, bis der *schlaue* Ried es vorzieht, sich ein *schwächeres* Opfer aufzusuchen.



Der Ahnungsvolle.

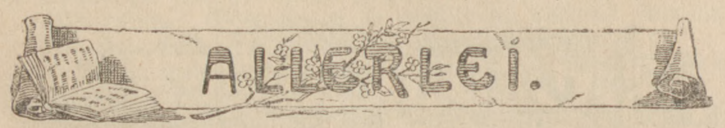
„Na," sagte „der Onkel" zu dem zehnjährigen Sohne seines Freundes, „na, Hans, morgen giebt es Ferien."

„Ja," antwortete Hans, und mit aus tiefster Brust geholtem Seufzer setzte er hinzu, „aber auch Zeugnisse."

**Die neue städtische Festhalle in Coblenz.** Der im Barockstil errichtete Bau erinnert mit seiner Hauptschauseite an die Große Oper in Paris. Der Musiksaal, aus der im Erdgeschosse befindlichen, für 1500 Personen ausreichenden, sehr übersichtlichen und praktischen Kleiderablage auf zwei breiten Treppen erreichbar, geht durch die beiden oberen Geschosse des Hauptbaues, ist 30 Meter lang bei 20 Meter Breite, wozu noch das Orchesterpodium an der einen und eine große Wandelhalle an der anderen Kopfseite kommen. Dekoration und Ausstattung des Saales sind im modernen Stile gehalten, die Wände mit weißen Tapeten bekleidet, in denen eine goldene Lyra das Motiv bildet. An den Längsseiten sind geräumige Galerien und Logen angebracht, und zwar mit besonderer Garderobe. Nach Bedarf können die kleinen Säle im nördlichen und südlichen Seitenflügel mit dem Hauptsaale vereinigt werden, indem man die zwischenliegenden beweglichen Wände versenkt. Eine ganze Reihe von Zimmern ist für den Dirigenten, die Solisten, Musiker und so weiter bestimmt; vom Dirigentenzimmer gehen elektrische Läutewerke nach allen Räumen des Hauses. Am Tage geben seitliche, buntverglaste Oberlichter und am Abend drei große, bronzene Kronleuchter mit Glühlampen reichliches Licht. Das Orchester wird von zwei kleineren Kronleuchtern erhellt; über ihm wird noch eine große Konzertorgel aufgestellt. Der Saal hat vortreffliche Akustik. Die Kellereien bieten Platz für 500 Stückfaß Wein, auch Küche und Restaurationsräume sind dementsprechend bemessen.

**Der Neujahrsbrief.** Warum doch des Großbauern Tochter heute so oft auf die tickende Swarzwälderuhr schaut. Ich will's verraten; sie erwartet den Briefträger. Ihre Korrespondenz das Jahr über ist zwar klein beieinander, aber auf gewisse Zeiten ist sie ganz sicher, einen Brief zu erhalten, und zwar immer mit derselben kräftigen Handschrift auf der Adresse. Wer wird wohl der Schreiber sein? Niemand anders als des Nachbarbauern Toni, der strammste Bursche auf viele Stunden Wegs, der aber leider schon über zwei Jahre bei den Ulanen dient. Aber jedesmal, ehe er in den Oster- oder Weihnachtsfeiertagen oder zu Neujahr in Urlaub kommt, läßt er's sie durch einen Brief wissen. Diesmal jedoch hat er keinen Urlaub bekommen, deshalb ist sie um so gespannter auf die Neujahrs-Gratulation, ebenso auch ihre Freundin, die Schwester des Toni, und beide können's schier nicht erwarten, bis der Briefträger endlich aus seinen Siebensachen das Richtige für sie herausgefunden hat.

**Ueberfall im Schnee.** Die Natur schläft, und über Feld und Wald ist ein weißes Leichentuch gebreitet. Aber trotzdem entbehrt die Landschaft des Reizes nicht: welch stimmungsvoller Zauber liegt über dem ganzen Bilde ausgegossen. Wohin das Auge blickt, alles Weiß in Weiß, selbst der Himmel hat sich in ein weißlich-graues Nebeltuch gehüllt. Und die feierliche Stille ringsum auf der weiten Flur! Nur die Jugend empfindet dieselbe nicht, für sie ist nun die Zeit der ausgelassensten Freude gekommen, mit Sehnsucht erwarten die Kinder den Schluß der Schulstunde, um sich draußen im Schnee tummeln zu können, und sich mit Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen zu belustigen, oder gar auf dem Heimwege die nachfolgenden Schulkameraden aus einem Hinterhalte mit einem Bombardement von Schneebällen zu empfangen, wie eine derartige Scene der Zeichner in unserem vorstehenden Bilde lebenswahr veranschaulicht hat.




**Unvorsichtig.** Freund (zum Ehemann, der ihm sein Leid klagt): „Von dieser Frau würde ich mich entschieden scheiden lassen!" — Ehemann (weinerlich): „Kann ich denn? . . . . Sie ist ja zwei Jahre mit dem Haushalhaltungsgeld im Vorschuß!"

**Sie weiß das zu schätzen.** Dienstmädchen: „Sehen Sie mal, Madame, da finde ich im Spülwasser einen von Willys Bleisoldaten!" — Madame: „Ach, werfen Sie das Ding weg!" — Dienstmädchen: „Nee, Madame, das woll'n mer doch nicht; wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert!"

**Eine einträgliche Krankheit.** Molé gehörte zu Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu den beliebtesten Schauspielern in Paris. Einst war er krank, und zwar gefährlich. Da kamen denn täglich die feinsten Equipagen vorgefahren, deren Insassen sich angelegentlich nach dem Befinden des allbeliebten Mannes erkundigten. Endlich konnte den Fragern der Bescheid gegeben werden, daß Herr Molé sich auf dem Wege der Besserung befinde, und daß ihm die Aerzte zur Stärkung seines genesenden Körpers erlaubt hätten, täglich „einige Tropfen" Burgunder zu nehmen. Im Laufe der nächsten zwei Tage wurden Molé vierhundert Flaschen besten Burgunders von seinen Verehrern gesandt.

**Ein unbekanntes Signal.** Während des Feldzuges 1815 war ein englischer Trommler von dem Lager abgeschweift und hatte sich unversehens den französischen Linien genähert. Von der Vorpostenwache ergriffen, wurde er unter dem Verdachte, daß er sich in der Uniform eines Trommlers als Spion umhertreibe, vor den französischen Befehlshaber geführt. Befragt, wer er und was er sei, sagte er ehrlich die Wahrheit. Aber er fand keinen Glauben, so daß man endlich nach seiner Trommel schickte und ihn aufforderte, ein paar Märsche zu schlagen. Der Ergriffene that dies bereitwillig und entfernte so jeden Verdacht, daß er unter einer falschen Bezeichnung auftrete. — „Aber mein Bursche," sagte endlich der französische General zufriedengestellt, „schlag nun zum Schluß noch ein Rückzugssignal!" — Ein Rückzugssignal?" versetzte der Trommler, sich leicht verbeugend; „ich weiß nicht, was das ist, noch ist es unbekannt in der englischen Armee." Der französische Offizier war über diese unerwartete geistvolle Antwort so erfreut, daß er den armen Burschen nicht nur sofort entließ, sondern ihm auch ein warmes Empfehlungsschreiben an seinen General mitgab.




**Mohntorte.** 15 Deka feingestoßener Zucker wird mit acht Eidottern, etwas Limonenschale, etwas Zimmt und Gewürznelken (von allem nur sehr wenig), sowie einigen Löffeln Semmelbröseln eine Stunde lang gerührt; dann werden 15 Deka sehr guter, feingestoßener Mohn langsam darein vermengt, sowie der feste Schnee von drei Eiweiß. Die Form wird mit Butter bestrichen, mit Bröseln ausgestreut, die Masse eingehüllt und langsam eine halbe Stunde lang gebacken. Verzieren kann man diese Torte je nach Geschmack, auch bloß mit gestoßenem Zucker bestreuen.

**Gegen übermäßige Bildung von Kopfschuppen.** Die übermäßige Bildung von Kopfschuppen wird verhindert, wenn man die Kopfhaut jeden Abend mit offizinellem Theerwasser (aus der Apotheke) wäscht. Dabei empfiehlt es sich, dieser Waschung in der Woche ein- bis zweimal eine solche mit warmem Wasser, guter Seife und etwas Soda vorangehen zu lassen.

**Hase im Topf.** Hierzu ist ein feuerfester irdener Topf mit gut schließendem Deckel nötig. Der in Stücke geschnittene Hase wird über Nacht in Rotwein mariniert. Der Topf wird ganz mit Speck (sog. Einwickelspeck) ausgelegt, der mit einer Farce aus Hasenabfällen, Schweinefleisch und Speck, fingerdick überstrichen wird. Auf diese Farce werden die marinierten Hasenstücke gelegt, die mit Worcestershiresauce überträufelt werden, der Rotwein wird darüber geschüttet, das Ganze mit Farce überstrichen, mit Speck bedeckt, und im Ofen $2^1/_2$ Stunden zugedeckt gedämpft.

---

### Füllrätsel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | R | O | A | |
| H | | | | E |
| E | | | | N |
| S | | | | E |
| | O | N | E | |

In die leeren Felder ist je ein Buchstabe zu setzen, so daß die senkrechten und wagerechten Reihen Wörter von je 5 Buchstaben ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Eine Rolle aus einem Drama von Shakespeare. 2) Eine Auszeichnung. 3) Einen Vornamen. 4) Eine andere Bezeichnung für Hürde. 5) Eine Stadt in Hannover. 6) Etwas Unsterbliches.

### Logogriph.

Ich muß mit o im Meere leben,
Auch auf dem Acker komm' ich vor.
Wird mir dafür ein e gegeben,
Dann dringt mein Klang hell an dein Ohr.

Julius Falck.

### Silbenrätsel.

Nachstehende zweiunddreißig Silben:

a, an, bee, bri, da, der, eck, ein, en, gnu, i, im, ko, li, me, mi, nus, ost, pas, pha, re, recht, ru, see, si, stand, ste, to, tuch, ul, ut, vier,

sind zu fünfzehn Wörtern zu vereinigen, welche bezeichnen: 1) Ein wohlgesittetes Benehmen. 2) Einen Baum. 3) Eine Antilopenart. 4) Eine Stadt in den Niederlanden. 5) Eine biblische Person. 6) Einen Kleiderstoff. 7) Eine Giftpflanze. 8) Eine Figur in der Raumlehre. 9) Einen Vornamen. 10) Einen Vogel. 11) Einen Schmuckstein. 12) Ein europäisches Meer. 13) Ein Ausrüstungsstück der Wasserfahrzeuge. 14) Ein schweiz. Getreidemaß. 15) Einen Erdteil. — Von oben nach unten ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben den Namen einer hochangesehenen und beliebten europäischen Fürstin. Vogt.

### Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.



Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.